

4. Spenderkreisbericht

Entsendeorganisation: IN VIA Köln e.V.

Einsatzprojekt: Lubaga Hospital

Name: Miriam Little

Geplante Einsatzzeit: 01.10.14 – 10.09.15

Berichtszeitraum: 01.09.15 bis heute

Wie ist es wieder in Deutschland zu sein? Manchmal so als wäre ich zumindest in Gedanken nicht wirklich hier. Doch lass mich von vorne beginnen.

Mein letzter Tag in Uganda ist tatsächlich gekommen und ob ich wollte oder nicht, am 10. September gab ich mit Tränen in den Augen mein Gepäck auf und hob um 3:55 Uhr vom ugandischen Boden ab. Ich weiß noch genau wie ich mir am Flughafen noch eine Postkarte kaufte, um ein letztes mal etwas auf Luganda sagen zu können.

War wirklich ein Jahr vergangen? Ich konnte gar nicht fassen, dass es Zeit war zu gehen. Wollte nicht gehen, wollte in Uganda bleiben, nicht weggehen von den Orten, an denen ich so viel gelernt, so viel erlebt hatte, dass mich bewegt hat, so viele besondere Menschen kennengelernt habe, jeden Tag so viel Neuem und Interessantem begegnet bin, das mein Leben bereichert hat. Ich kann immer noch nicht glauben, dass dieses Jahr jetzt vorbei sein soll und vermisse Uganda noch viel mehr als ich befürchtet hatte. Mir fehlt so viel. Ich muss immer daran denken, wie ich abends unsere Straße entlang gelaufen bin, müde nach einem langen Tag, aber glücklich und dankbar, all das erleben zu dürfen. Die Musik ist immer noch in meinen Ohren und und ich wünschte ich könnte sie mit Menschen hören, die auch die Texte mitsingen können. Ich vermisse es, durch die chaotische Stadt zu laufen, in der ich mich am Anfang so verloren fühlte und dachte, ich würde mich nie zurecht finden. Doch es war, wie die Ugander es immer wieder sagen: es gibt immer einen Weg, und durch Kampala sogar ziemlich viele.

Ein Freund fragte mich ein paar Wochen nach meiner Rückkehr, voran ich denn festmachen würde, dass ich noch nicht wieder angekommen bin. Ich wusste nicht, was ich ihm sagen sollte. Es war einfach ein Gefühl, das ich nicht beschreiben konnte. Ich wollte doch gar nicht wieder in Deutschland sein - wie sollte ich mich dann angekommen fühlen? Es war seltsam, sich in Uganda manchmal so sehr auf zu Hause gefreut zu haben und sich dann, wenn man wieder zurück ist, gar nicht mehr zu Hause zu fühlen. Ich hatte ein schlechtes Gewissen den Menschen gegenüber, die sich so sehr darüber freuten, mich wiederzusehen, während ich es natürlich auch schön fand, aber trotzdem liebsten ins nächste Flugzeug gestiegen wäre.

Ich hatte es mir anders vorgestellt wieder in Deutschland zu sein. Am Anfang kam es mir wirklich ein bisschen so vor, als sei ich nie weg gewesen. Und trotzdem fühlt es sich manchmal an wie eine Lücke, die mich von den Menschen hier trennt, weil irgendwie alles beim Alten geblieben ist. Doch ich bin mit so vielen neuen Eindrücken zurückgekommen,

die die Menschen in meinem Umfeld nun sehr von mir unterscheidet. Ich wollte kurz nach meiner Rückkehr mit niemandem sprechen, keine Fragen beantworten. Ich wollte niemandem etwas von Uganda erzählen, von dem ich das Gefühl hatte, dass er oder sie niemals verstehen konnte, was ich meine, weil derjenige niemals dort gewesen war. Ich dachte, sie würden es sowieso nicht verstehen, auch wenn sie sich noch so sehr dafür interessierten, was ich erlebt hatte. Es war meinem Umfeld gegenüber unfair so zu denken, doch ich wollte lieber schweigen als unverstanden bleiben.

In den ersten Tagen war ich fast nur zu Hause, ich wollte auch gar nicht viel raus gehen und niemanden sehen. Auch die Dingen, auf die ich mich eigentlich gefreut hatte, schienen wenig spektakulär und ich wollte einfach nur allein sein und über dieses Jahr nachdenken. Ich konnte mich nicht einmal über meine geliebten Käsebröte freuen, die ich so vermisst hatte und die irgendwie gar nicht mehr so besonders lecker schmeckten wie ich es in Erinnerung hatte.

Besonders am Anfang fühlte mich nicht wohl in meiner Haut. Ich fühlte mich so, als wäre ich dahin zurückgekommen, wo ich gar nicht mehr hingehöre. Denn die Zeit im Ausland hatte mich verändert, sodass ich das Gefühl hatte, in eine Gesellschaft zurückzukehren, von der ich mich nicht mehr genauso Teil fühlte wie vorher. Ich fragte mich allerdings auch inwieweit ich mich vorher mit meiner eigenen Gesellschaft identifizieren konnte. Ob ich die Dinge einfach so angenommen habe, wie sie waren, weil ich damit aufgewachsen war?

Ich fühlte mich fremd in der eigenen Heimat. Aber anstatt dass ich wie geplant, jedem von meiner Zeit in Uganda erzählte – ob er es hören wollte oder nicht –, war es fast so als hätte ich so getan nie dort gewesen zu sein. Ich hatte es so vermisst, in Deutschland nicht aufzufallen, weil ich weiß bin. Doch ich musste feststellen, dass ich zwar nicht mehr auffiel und unbeachtet über die Straße gehen konnte, aber obwohl ich nicht mehr aus der Masse heraus stich - ich fühlte mich anders. Mit diesem Gefühl hatte ich nicht gerechnet. Mir wurde bewusst wie fremd man sich fühlen kann, wenn es zwar so scheint als sei man Teil von etwas, aber in Wirklichkeit ganz anders denkt als der Rest.

Zuerst wollte ich wieder hier reinpassen, so sein wie alle anderen, nicht nur so aussehen. Ich frage mich warum ich versuchte mich wieder an eine Welt anzupassen, die ich in meiner Zeit in Uganda doch eigentlich so sehr kritisiert hatte. Aber hatte ich bei den meisten Dingen überhaupt eine Wahl? Irgendwie fühlte ich mich, als hätte ich wieder zu meinem alten Leben zurückkehren müssen, um mich wieder einleben zu können. So funktioniert das Leben hier, dachte ich und ich wollte nach einem Jahr Anderssein alles, mich nur nicht anders fühlen.

Ich versuchte fast alles abzulegen, was ich mir in Uganda angewöhnt hatte. Ich trug meinen ugandischen Schmuck nicht mehr, holte meine alten, deutschen Klamotten raus und hätte mir zu einem bestimmten Zeitpunkt am liebsten die Haare abgeschnitten, weil ich das Gefühl hatte keine zwei Stunden mehr warten zu können, die es dauerte, bis das Kunsthaar wieder aus meinen geflochtenen Zöpfen herausgedreht war. Ich wollte diese Frisur loswerden, von der alles sagten, sie würde mir so gut stehen und ich sehe so afrikanisch aus. Ich wollte auf einmal wieder der Mensch sein, der ich vorher war. Und genau das war das Problem. Den gab es nicht mehr. Ich konnte nicht mehr der Mensch sein, der ich vorher war, aber auch nicht so sein wie in Uganda.

Es gab zu viele Fragen in meinem Kopf. Was für ein Mensch wollte ich sein? Ich kam mir vor, als würde ich wahnsinnig werden. Am liebsten hätte ich meinen Kopf ausgeschaltet, um nicht mehr so viel nachdenken zu müssen. Ich hatte ein schlechtes Gewissen, aufgrund des Lebens, das ich hier führe. Ich wollte mich nicht schlecht fühlen und wusste, ich musste es nicht, konnte ich doch auch nichts dafür, dass ich in Deutschland geboren

wurde. Ich wünschte mir, jeder Mensch auf der Welt hätte ein so gutes Leben wie ich. Ich fand die Welt so ungerecht wie noch nie und kam mir vor wie ein kleines Kind, das nicht versteht, warum die Welt nicht einfach gerecht sein kann. Ich dachte darüber nach, was ich in meinem eigenen Leben verändern wollte, nachdem ich durch meine Zeit in Uganda einen so neuen Blick auf die Welt erhalten hatte. Musste ich überhaupt etwas verändern? War ich dazu verpflichtet? Konnte ich nicht einfach weiterleben, so wie vorher? Ja, das hätte ich tun können, aber ich wollte es nicht.

Ich stellte irgendwann fest, dass ich gar nicht mehr der Mensch sein wollte, der ich war, bevor ich mich auf den Weg nach Uganda machte. Viel zu sehr hatten meine Erlebnisse mein Denken verändert. Nun wollte ich auch mein Handeln ändern und ein Leben führen, in dem ich versuchen wollte die Veränderungen, die ich gerne in der Welt sehen würde, zu leben. Das klappt natürlich nicht immer und nicht in allen Bereichen. Und es bedeutet auch auf Dinge zu verzichten. Anfangen habe ich also erstmal damit, dass ich fast nur noch gebrauchte Kleidung kaufe und noch viel mehr auf mein eigenes Konsumverhalten achte als vorher. Ich frage mich immer, ob ich etwas wirklich brauche und was braucht man schon? Wenn man davon überzeugt ist, dass dies sinnvoll ist, fällt es aber nicht so schwer. Es ist viel schwieriger andere nicht dafür zu verurteilen, dass sie nicht so leben wollen. Und ich selbst bin ja auch noch ganz am Anfang davon herauszufinden, was ich nach meiner Zeit in Uganda anders machen möchte. Aber ich habe jetzt den Mut dazu, der mir zu Beginn fehlte. Ich hatte wohl eine Wahl und ich habe mich dazu entschieden, Dinge zu verändern, von den ich glaube, dass sie die Welt ein kleines bisschen besser machen.

Selbst etwas dazu beitragen zu wollen, dass es mehr Gerechtigkeit in der Welt gibt - war das wirklich so eine naive Idee? Was verändert sich denn in der Welt, wenn ich keine neuen Sachen mehr kaufe? Zumindest unterstütze ich dadurch keine Industrie mehr, deren Produktionsverfahren meinen ethischen Grundsätzen widerspricht. Und ganz bestimmt auch denen von anderen, die durch ihr unbedachtes Konsumverhalten etwas unterstützen, was ihnen doch eigentlich widerstrebt. Warum tun sie es trotzdem und behaupten sie hätten keine Wahl? Würden alle aufhören unter unmenschlichen Bedingungen produzierte Ware zu kaufen, würden doch die Arbeiter und Arbeiterinnen statt einem kleinen Lohn gar nichts mehr verdienen. Glauben die Menschen das wirklich? Es klingt viel mehr nach einer Ausrede, um das eigene Verhalten zu rechtfertigen. Viel plausibler scheint mir, dass Unternehmen gezwungen wären ihre Produktionsbedingungen zu verbessern, wenn wir ihre Ware nicht mehr kaufen. Haben die Menschen vergessen, dass sie durch alles was sie tun Einfluss nehmen? Natürlich bedeutet das auch höhere Kosten für den Konsumenten. Aber was sind uns unsere ethischen Grundsätze denn wert?

Ich habe ein bisschen Zeit gebraucht bis ich dachte: es ist zwar schade, dass viele Menschen solche Überzeugungen, die Welt mit dem eigenen Handeln zu verbessern, belächeln. Viele Menschen interessieren sich leider nur für das was für ihre eigene kleine Welt und ihr Umfeld relevant sein könnte und denken nicht so weit, dass Vieles, wovon sie nichts wissen wollen, sie indirekt auch betrifft oder irgendwann betreffen könnte.

Ich aber bin davon überzeugt, dass wenn jeder im Kleinen etwas bewegt, dies große Veränderungen erzielen kann. Und trotzdem hinterfrage ich oft, ob man denn dieses Denken auch auf globale Problematiken und Ungleichheiten übertragen kann oder man eher davon ausgehen muss, dass es auf die Entscheidungen der Regierungen ankommt und alle Anstrengungen Einzelner nichts bewirken können, wenn es nicht gelingt einen Großteil der Bevölkerung und politischen Entscheidungsträger von etwas zu überzeugen. Oder kann gerade das nur passieren, wenn jeder versucht, sich für seine Überzeugungen

einzusetzen und diese auch lebt?

Das mag alles sehr naiv klingen, aber ich glaube, dass unsere Welt in unserem derzeitigen System nicht mehr lange bestehen kann. Ich glaube, dass genau die Menschen, die meinen sie betreffen die Probleme in der Welt nicht, mehr darüber nachdenken müssen, was ihr Lebensstil für Folgen hat. Für die Welt und für die Menschen darin. Ich will etwas tun dafür, dass die Welt ein besserer Ort wird. Jeder muss mit seinem eigenen Gewissen ausmachen wie er leben will und solange in unserer westlichen Welt noch so vielen Menschen alles egal ist, weiß ich auch nicht was aus unseren Welt werden soll. Aber wenn meine Enkel mich eines Tages fragen, warum wir nichts getan haben, obwohl wir wussten, dass es unsere Aufgabe gewesen wäre, dann will ich nicht eine von denen sein, der es egal war was in der Zukunft passiert. Ich will nicht einer dieser Menschen sein, der nichts dagegen tun will, dass unsere Welt immer ungerechter wird, weil sie nicht bereit sind ihr Handeln und Konsumverhalten zu hinterfragen.

Die reichen Afrikaner machen sich über die Zukunft vermutlich genauso wenig Gedanken wie wir reichen Deutschen. Warum auch? Ist doch nicht nötig jetzt schon darüber nachzudenken, was in ein paar Jahrzehnten passiert und einen selbst nicht zu betreffen scheint. Aber ist unser Bildungssystem nicht darauf ausgelegt alles zu hinterfragen? Wir lernen schon so früh unsere eigenen Meinung auszudrücken und uns kritisch mit den Dingen auseinander zu setzen. Doch wenn es drauf ankommt, nehmen wir etwas dann doch lieber als gegeben hin und setzen uns nicht für etwas ein, obwohl es uns falsch vorkommt. Ist das nicht absurd? Scheinbar wollen die Menschen nur das hinterfragen, was sie unmittelbar stört und nicht weiterdenken. Sie wollen nichts wissen von dem was in der Zukunft passieren könnte, sich keine Gedanken über ihre ethischen Verpflichtungen machen, die Entscheidungen lieber den Regierungen überlassen. Sie verleugnen dadurch, dass sie selbst entscheiden können. Es ist leicht die Schuld auf andere zu schieben, aber nichts dagegen zu tun. Dadurch dass man etwas hinnimmt wie es ist, unterstützt man es. Wo sind die Menschen, die ihr Leben und Handeln hinterfragen? Wissen sie es wirklich nicht oder wollen sie es nicht wissen, weil es so einfach ist wie gewohnt weiter zu leben und nicht hören zu wollen, welchen Preis andere Menschen für unseren Wohlstand bezahlen? Was verstehen diese Menschen dann unter Gerechtigkeit?

Ich habe das Gefühl, die Welt nicht mehr zu verstehen seitdem ich zurück bin. Vielleicht habe ich vorher aber auch nie so sehr versucht. Und jetzt macht es mich fertig in einer Gesellschaft zu leben, in der sich der Großteil keine Gedanken über globale Probleme macht, weil es sie meinen, es beträfe sie nicht.

Ich wusste, dass ich viele Antworten auf die Fragen, die ich mir stellte, selbst finden musste. Denn auch wenn es schwierige Fragen für mich waren, diesmal waren es Fragen, bei denen es darauf ankam, was ich selber dachte und welche Einstellung ich persönlich vertrat. Doch um das rausfinden und sich zu überlegen, was es bedeutet die eigenen Antworten zu leben, brauchte ich Zeit. Nicht, dass ich die nicht gehabt hätte. Aber man will doch immer sofort auf alles eine Antwort finden. Dass es die nicht immer gibt oder dass man bei manchen Fragen länger braucht um eine Antwort zu finden, ich dachte, das hätte ich in Uganda gelernt. Die vielen neuen Gedanken nach der Rückkehr waren aber nochmal eine große Herausforderung für mich. Ich musste feststellen, dass das Suchen von Antworten ein Prozess sind. Vielleicht ist das aber auch gar nicht schlecht, weil sie sich mit der Zeit immer wieder verändern können.

Ein paar Monate später würde ich mir am liebsten sofort wieder die Haare flechten lassen. Ich habe so Fernweh. In Uganda war jeder Tag anders, jeden Tag habe ich etwas neues gelernt. Ich könnte doch schon studieren, wenn ich Neues lernen will. Doch es geht mir um

Dinge, die man in keine Uni lernen kann, sondern nur durch die Begegnung mit Menschen aus einer anderen Kultur und einer anderen Lebensrealität, mit so unterschiedlichen Wertvorstellungen, Gedanken und Interessen. Ich vermisse das Leben in Uganda. Auch wenn ich es manchmal gehasst habe, immer nur kalt duschen zu können, jeden Tag Wasser abzukochen, mich über den ständigen Stromausfall zu ärgern. Zurück in Deutschland wünsche ich mir, ich hätte wieder solche Probleme.

Hier gibt es einfach zu viele Menschen, die nicht wissen wie gut es ihnen geht; die ich fragen wollte, wo genau eigentlich ihr Problem ist. Manchmal hätte ich die Menschen am liebsten angeschrien und habe mich so fehl am Platz gefühlt. Nach den ersten drei Tagen, die ich im September auf der internistischen Privatstation hospitierte, auf der ich im November mein sechsmonatiges FSJ anfang, wollte ich schon vor Beginn wieder kündigen. Ich sah die deutschen Privatpatienten, die unzufrieden in ihren Einzelzimmern liegen, und selbstverständlich erwarten, dass die Bettwäsche und Handtücher jeden Tag vom Personal gewechselt werden. Sie suchen sich von der Wahlleistungskarte ihre üppigen Mahlzeiten aus, von denen sie nicht mal die Hälfte überhaupt anrühren. Die Tomaten auf dem Aufschnittteller des Frühstücksbuffets sind zu weich, das Kopfkissen zu hart, die moderne Einrichtung der Einzelzimmer zu kalt und ungemütlich, das Badezimmer zu klein. Mir wurde schlagartig klar, dass ich in einer anderen Welt gelandet war. Ich wollte dort nicht arbeiten. Viel lieber wäre ich dort hin zurück gegangen, wo mich die Bedingungen manchmal wirklich zur Verzweiflung brachten, aber die Patienten so viel dankbarer waren. Ich sah in Deutschland nur wie unglücklich es die Menschen machte, alles zu haben, was sie brauchen, weil sie dadurch nur noch mehr wollen und nicht mehr sehen, wie gut es ihnen geht.

In Gedanken war ich noch bei den Patienten im Lubaga Hospital, die sich nicht ständig über alles beschwerten. In einem der großen Mehrbettzimmer erwartete sie alles andere als Privatsphäre, ein Fernseher und die aktuelle Tageszeitung, sondern nicht mehr als eine durchgelegene Matratze auf einem alten, rostigen Bett mit kaputten Bremsen. Alles andere musste selbst mitgebracht werden. Bettwäsche, Handtücher, Seife und auch Essen bekommt man nicht vom Krankenhaus, sondern ist auf seine Angehörigen angewiesen, um versorgt zu werden. Von einer Patiententoilette für jedes Zimmer kann man im Lubaga Hospital nur träumen, es gibt nicht einmal auf jedem Flur eine. Auch zum Duschen müssen die Patienten erst nach draußen zur Sanitäranlage auf dem Krankenhausgelände laufen. Den anspruchsvollen deutschen Rentnern hätte ich gerne davon erzählt und ihnen gesagt, dass sie doch einfach mal mit dem zufrieden sein sollten, was sie haben.

Es ist als würde meine Zeit in Uganda in Gedanken manchmal wie ein Film ablaufen. Ich denke ständig daran wie ich mich durch das Gedränge in der Stadt quetsche, wie ich zur Post hoch laufe, im Matatu auf den bunten Polstern sitze und bei jedem Schlagloch mit dem Kopf gegen das Dach stoße, auf dem Owino Market über Turnschuhe verhandele. Ich muss daran denken wie es wäre durch unsere Straße nach Hause zu laufen und die Lieder, die durch die Boxen dröhnen, mitsingen zu können. Wenn ich die Augen zu mache, höre ich wie mir die Menschen „Mzungu!“ zurufen und spüre wie ihre Blicke meine blasse, weiße Haut treffen. Ich wünschte ich könnte abends nochmal kurz meine Flipflops anziehen und zur Straße laufen und den roten Sand zwischen meinen Zehen spüren. Ich würde zu unserem Chapati-Stand laufen und mir ein Kikkomando für Kumi mu Bitano, 1500 Shilling, kaufen. Mein Abendessen würde dann wie immer in eine kleine Plastiktüte gefüllt werden und in eine Papiertüte verpackt, mit der ich dann die Straße runter zum Gemüsehändler mit dem blauen Dach laufen würde, in der Hoffnung im Kerzenlicht noch eine reife Avocado zu finden. Wie gerne würde ich mich jetzt in den Flieger setzen und durch Kampala schlendern. Ich frage mich, ob ich die Dinge jetzt wohl anders

wahrnehmen würde, nachdem ich wieder in Deutschland war. Wie wir es sein, wenn ich jetzt wieder dort wäre? Ich hoffe, dass ich es bald erfahren werde...

Ob ich es wieder tun würde fragen die Leute mich. Jederzeit.

Danke an alle lieben Menschen in Uganda, an meine Entsendeorganisation IN VIA Köln e.V. und alle meine Unterstützer, die mir dieses Jahr möglich gemacht haben!

